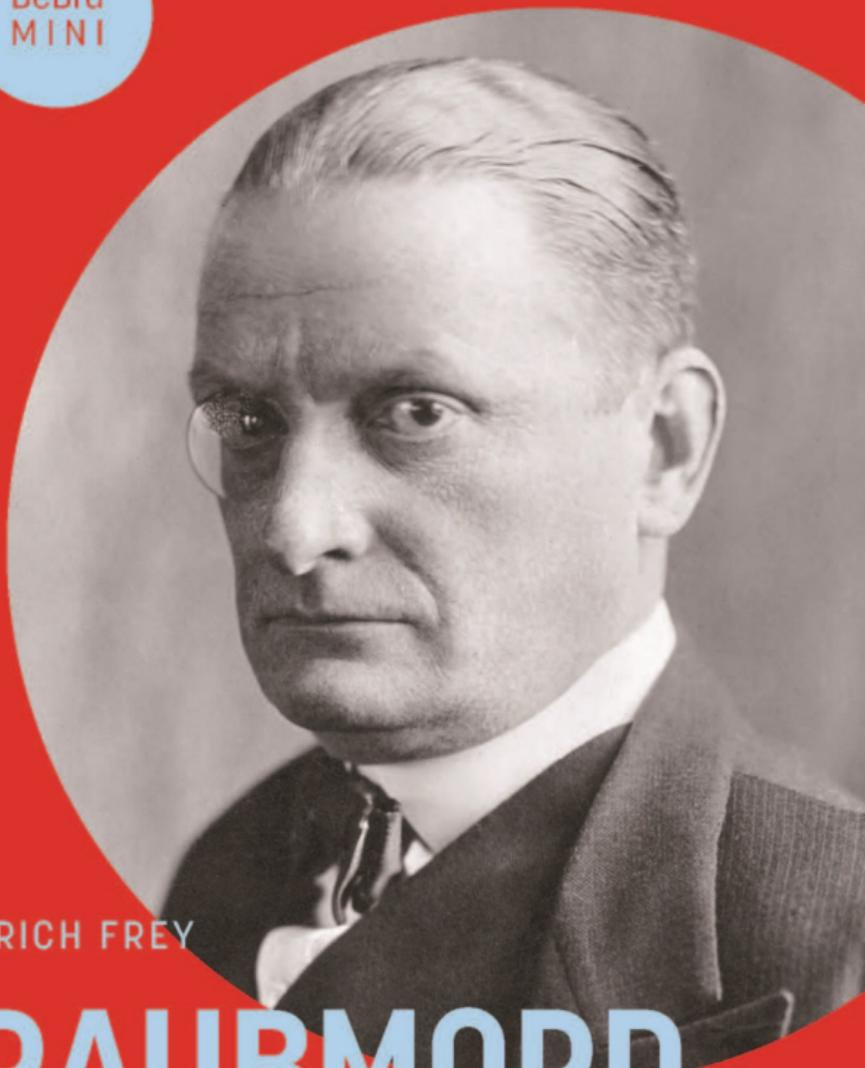


BeBra  
MINI



ERICH FREY

# RAUBMORD VOR GERICHT

BeBra Verlag



## Vorwort

Die Zeitungen der 1920er-Jahre berichteten gerne über den prominenten Strafverteidiger Dr. Dr. Erich Frey. Bis heute ist sein Name nicht nur unter Juristen ein Begriff – er war das, was wir heute einen »Staranwalt« nennen würden.

Über Freys Leben ist jedoch nur wenig bekannt, biographische Hinweise sind rar. Den Rückblick auf seine größten Prozesse beginnt er dann aber doch mit einer biographischen Notiz: »Wenn es stimmt, dass alle guten Berliner aus Breslau kommen, dann bin ich ein guter Berliner.« – Frey war nicht nur ein »guter Berliner«, er war ein leidenschaftlicher Berliner. Neben der gewählten Sprache des Intellektuellen beherrschte er ebenso perfekt den schnoddrigen Berliner Jargon, mit dem er die Hinterhofgören in den Mietskasernenvierteln im Berliner Arbeiternorden beeindrucken konnte.

Erich Frey wird am 16. Oktober 1882 in Breslau geboren. Aber die Stadt Berlin prägt ihn von Kindheit an: Sein Vater Siegfried, ein erfolgreicher Exportkaufmann, siedelt mit der Familie 1883 – Erich ist kaum ein Jahr alt – nach Berlin um. Die Familie ist jüdischen Glaubens, praktiziert ihre Religion aber vermutlich nicht. 1906 promoviert Frey an der Universität Heidelberg zum Dr. jur. und legt in Berlin das Referendarexamen ab. 1908 promoviert

er gleich noch einmal zum Doktor der Philosophie und ist nun »Doppeldoktor«. Danach lässt er sich als Anwalt in Berlin nieder, zunächst in der Zimmerstraße. 1911 zieht er mit seiner Kanzlei in die Bellevuestraße 5 und hat ein weiteres Büro am Potsdamer Platz, über dem berühmten Café Josty. Privat wohnt Frey in der Villensiedlung Teltow-Seehof.

Nach dem Ersten Weltkrieg macht Frey schnell Karriere als Strafverteidiger. Sein erster großer Prozess ist der gegen den »Massenmörder« Friedrich Schumann, den Schrecken vom Falkenhagener See, der als erster deutscher Serienmörder gilt. Freys Markenzeichen: das Monokel. Das *Berliner Tageblatt* schreibt, und Frey zitiert es nicht ohne Vergnügen: »Der Verteidiger [...] trägt ein Monokel. Er benutzt es als Beweismittel und rhetorische Wendung. Er klemmt es scharf ein, wenn er dem Staatsanwalt etwas Energisches zu sagen hat. Er lässt es im bewegten Moment pathetisch aus dem Auge fallen. Das sieht sehr vornehm aus.«

In seinen Erinnerungen berichtet Frey mit sichtlicher Freude am Detail von seinen spektakulärsten Prozessen, die zur Zeit der Weimarer Republik Schlagzeilen machten. Dabei lässt er seine Protagonisten sprechen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist – das Berlinische kultiviert er geradezu. Nicht nur das mondäne Berlin der 1920er-Jahre ist ihm vertraut, auch die Welt der kleinen Leute, die Hoff-

nungslosigkeit in den überfüllten Mietskasernen. Freys Erinnerungen sind ein lebendiges Abbild der Zeit mit allen ihren Facetten.

1933 wird seine berufliche Karriere – wie die vieler seiner Kollegen – von den Nationalsozialisten abrupt beendet. Am 20. Oktober 1933 verlässt er Berlin und geht 1939 als Universitätsprofessor nach Santiago de Chile. Dort schreibt er u. a. Theaterstücke und arbeitet für einen deutschsprachigen Radiosender. Seinen geliebten Beruf als Strafverteidiger wird er jedoch nie wieder ausüben, nie wieder nach Deutschland oder Berlin zurückkehren. Doch mit seinen 1959 erschienenen Erinnerungen an seine größten Prozesse wird er dem Berlin der 1920er-Jahre ein Denkmal setzen – und sich selbst. Erich Frey stirbt am 30. März 1964 in Santiago de Chile.

Der folgende Text ist ein leicht gekürztes Kapitel aus diesen Erinnerungen, die 2019 im Elsengold Verlag unter dem Titel *Ich beantrage Freispruch! Die Erinnerungen des berühmten Berliner Strafverteidigers* wieder veröffentlicht wurden.

*Regina Stürickow*

**N**iemals in meinem Leben werde ich das eisige Gesicht des Landgerichtsdirektors Dr. Pelta-sohn vergessen, als ich im Großen Schwurgerichtssaal des Landgerichts II in Moabit den Geschworenen zurief: »Ihre Aufgabe ist es, zu verhindern, dass dieser Prozess unter dem schaurigen Stichwort ›Justiz-Irrtum‹ oder gar ›Justiz-Mord‹ in die Annalen der Kriminaljustiz eingeht. Ich beantrage Freispruch für meinen Mandanten, den achtundzwanzigjährigen Gustav Passarge.«

Nicht nur der Vorsitzende, auch die Geschworenen, der Staatsanwalt, die Gerichtsschreiber und die Zuhörer zuckten bei dem Wort Justiz-Mord zusammen. Es war, als hätte ich in einer Kirche den Namen des Leibhaftigen ausgerufen und als müsste die Strafe mit Donnergewalt über den Lästereher hereinbrechen.

Es gibt kein Wort, das in den Ohren eines modernen Richters ungeheuerlicher klingt als: Justiz-Mord. Es ist etwa dasselbe, als spräche man in unserem Zeitalter der Hygiene und der Schutzimpfungen von der Pest. Es ist, als würde das Mittelalter mit seinen Hexen- und Inquisitionsprozessen beschworen. Und nun hatte ich dieses Wort ausgesprochen.

Vielleicht hätte man mir das verziehen, wenn der Mann auf der Anklagebank ein bedauernswertes Opfer unglücklicher sozialer Verhältnisse gewesen wäre. Aber das war Gustav Passarge beileibe nicht.

Auch ohne die stattliche Latte seiner Vorstrafen zu kennen, hätte ihm niemand den unwissend und unschuldig auf die schiefe Bahn gekommenen Jungen geglaubt. Dafür bewegte er sich allzu selbstbewusst, allzu gelassen in seinem wie angegossen sitzenden dunklen Anzug in der Anklagebank.

Er hatte die schlanke Figur eines Weltergewicht-Boxers, ein gut geschnittenes, beinahe schönes Gesicht mit dunklen funkelnden Augen unter schön geschwungenen dichten Augenbrauen. Völlig entspannt saß er da wie ein Panther, die Augen halb geschlossen und doch wachsam.

Er muss wohl die Blicke der Frauen im Zuschauerraum gespürt haben, die sich seinetwegen Tag für Tag die besten Plätze streitig machten. Aber er tat so, als merkte er es nicht. Nur der würdigen älteren Dame mit der Lorgnette erwies er jeden Morgen, wenn sie ihren Platz einnahm, mit knapper kavalierrmäßiger Verbeugung seine Reverenz, die von der Dame mit leichtem Kopfnicken und sanftem Erröten erwidert wurde.

Ich hatte dieses Spiel zuerst belustigt, dann mit steigender Verwunderung beobachtet. Die Dame war mit jener etwas altmodischen Eleganz gekleidet, die in Zeiten hektischer Modekapriolen und bei Frauen eines gewissen Alters als Beweis wirklicher Vornehmheit anzusehen ist. Sie trug wenigen, aber kostbaren Schmuck, was ich feststellte, als ich mich

in einer Verhandlungspause an ihr vorbei zum Ausgang drängte. Und ich nahm dabei auch einen feinen Duft von Veilchen und Lavendel wahr, der von ihr ausströmte. In der Nachmittagssitzung nahm ich sie genauer aufs Korn. Vielleicht war sie nicht ganz richtig im Kopf, vielleicht fühlte sie sich in einer seltsamen Verwirrung ihres Herzens zu jenem kaltschnäuzig schönen Unterwelt-Adonis hingezogen, der hier wegen Raubmordes angeklagt war.

Ich fragte Passarge, was es mit seiner Verehrerin auf sich habe, ob er sie vielleicht kenne. Er lachte: »Is nich mein Jahrgang und auch nich meine Preislage ... Mit solche Leute kricht es unsaeins doch nur zu tun, wenn wa ihnen de Bude ausräumen. Haben Se den Schmuck jesehen? Wär doch een paar Tage Angst wert, oder ...« Ich war so schlau wie vorher. Ich hätte die Dame ja ansprechen und fragen können, aber das wäre mir taktlos vorgekommen.

Der Prozess hatte sich gewaltig in die Länge gezogen. Die erste Verhandlung war vertagt worden, sieben lange Monate waren vergangen, bis endlich eine neue Verhandlung angesetzt wurde. In der Zwischenzeit erhielt Passarge in der Untersuchungshaft ständig Päckchen mit Backwerk und Zigaretten. Das erste Päckchen wurde von der Gefängnisbehörde zurückgewiesen, weil kein Absender darauf stand. Von da an wurden die Sendungen an mich adressiert, und ich nahm sie mit nach Moabit. Sie

enthielten auch keinen Gruß, aber aus dem Einwickelpapier stieg jener feine Duft von Veilchen und Lavendel auf ...

Im Januar 1923 begann die zweite Hauptverhandlung. Die Anklage lautete auf Raubmord, begangen an dem achtundvierzigjährigen Teppichhändler Alfred Neißer. Mit Passarge zusammen waren angeklagt der zwei Jahre jüngere Harry Selzer und – die Sensation des Prozesses – Frau Helene Spanier, die Inhaberin einer gutgehenden und bis dahin wohl angesehenen Pension in der Güntzelstraße in Wilmersdorf.

Ihre Verhaftung und die Tatsache, dass man sie als geistiges Oberhaupt einer gefährlichen Verbrecherbande ansah, hatte in der Geschäftswelt des Berliner Westens und in Kreisen der besten Gesellschaft wie ein Blitz eingeschlagen. Denn bis dahin hatte Frau Spaniers elegante Pension bevorzugt ostelbischen Großagrariern und westdeutschen Großindustriellen als Berliner Bleibe gedient, und auch in diplomatischen Kreisen galt das Fremdenheim Spanier wegen seiner ruhigen Lage, seiner geschmackvollen Zimmer und der diskreten Bedienung als bestens empfohlen. Und nun saß Frau Helene Spanier wegen eines Raubmords auf der Anklagebank.

Sie war eine faszinierende Erscheinung, obgleich man sie nach landläufigen Begriffen eher hässlich

als hübsch nennen musste. Sie war mittelgroß und hager. Ihre pechschwarzen, ins Bläuliche schillern- den Haare umrahmten in einer Madonnenfrisur ihr Gesicht mit den vorstehenden Backenknochen. Die Haut war kalkweiß, ihre schwarzen brennenden Augen lagen in tiefen Höhlen, und unter ihrer schmalen, sanft gebogenen Nase glühte ein voller tiefroter Mund. Eingerahmt von Gustav Passarge und Harry Selzer saß sie auf der Anklagebank, ein Nervenbündel, eine intelligente Katze zwischen diesen beiden jungen, stahlharten, gefährlichen Burschen.

Es war kein Wunder, dass das Auftreten dieses Trios in Moabit einen ungewöhnlichen Ansturm von Zuhörern entfesselt hatte. Dazu kam, dass in diesem Prozess zum ersten Mal scharf hinter die Kulissen der Berliner Unterwelt geleuchtet wurde, die sich seit dem Kriege auch im Berliner Westen angesiedelt hatte.

Es war ein Prozess, der die Bewohner von Berlin-W das Gruseln lehrte. Nun gab es also auch diesseits des Landwehrkanals, was bisher nur den finsternen nördlichen Vierteln hinter dem Alexanderplatz vorbehalten gewesen war: Kaschemmen, Pensionen, in denen organisierte Banden mit der dazu gehörenden Weiblichkeit hausten.

Ich selber, der ich zu jener Zeit schon zwei Massenmörder und einige Hunderte abseitiger Erscheinungen vor Gericht verteidigt hatte, muss gestehen,

dass mich der Prozess Spanier-Passarge stark irritierte. Das Zeugenaufgebot, das vor den Schranken von Moabit aufmarschierte, war einmalig. Zu einem Drittel war es eine sogenannte »geschlossene Gesellschaft«, die aus den verschiedenen Gefängnissen und Zuchthäusern in und um Berlin vorgeführt wurde. Das zweite Drittel waren Gäste des Schwedtschen Pavillons in der Körnerstraße, einer einstmals gutbürgerlichen Pension, sowie einer benachbarten Destille. Und das letzte Drittel waren Kriminalbeamte und Untersuchungsrichter. Die Mischung war einmalig ...

Ich beobachtete seine seltsame Verehrerin, die alte Dame mit der Lorgnette und dem dezenten Veilchengeruch. Ich sah, wie es in ihren Augen aufleuchtete, wenn eine Aussage für Passarge günstig war, wie sie ihre Lippen aufeinanderpresste, wenn ihn der Richter und der Staatsanwalt in die Enge trieben, und wie sich ihr Blick verfinsterte, sobald Helene Spanier sich auf Kosten der beiden Mitangeklagten aus der Affäre zu ziehen versuchte. Ich glaubte, die alte vornehme Dame hasste Helene Spanier ...

Aber was mich am meisten verwunderte, war die Gelassenheit, mit der sie all jene abgrundtiefe Verworfenheit hinnahm, die sich in jeder Zeugenaussage und in jeder Antwort der Angeklagten offenbarte. Sie hörte gebannt zu, hin und wieder nickte sie oder schüttelte abweisend den weißhaarigen Kopf.

Eine Woche lang ging das so. Es kam der Tag, an dem der Staatsanwalt sein Plädoyer hielt und ich ihm in zweistündiger Rede antwortete. Es kam der Schlusssatz meiner Verteidigung, in dem ich die Geschworenen davor warnte, einen Justizmord zu begehen. Der Vorsitzende unterbrach die Verhandlung. Der Saal wurde geräumt.

Ich hatte es eilig, an die frische Luft zu kommen, und mischte mich unter das Publikum, das dem Ausgang zudrängte. Ich schritt wie durch eine Mauer eisigen, ablehnenden Schweigens. Wie die Leute mich ansahen und noch mehr wie sie von mir wegblickten, sagte mir, dass ich mit meinem Plädoyer ihr Empfinden verletzt hatte.

Oft habe ich mich in solchen Fällen gefragt, warum man denn überhaupt noch eine Verhandlung braucht, wozu Richter, wozu Geschworene, wenn seit Wochen das »Schuldig« in alle Hirne hineingehämmert worden ist? Und wenn dann der Angeklagte gar noch unsympathisch ist, wenn er Vorstrafen hat, wenn seine Vergangenheit und seine Erscheinung dafürsprechen, dass ihm die Tat zuzutrauen ist – dann ist er von vornherein auf der Verliererstraße. So war es auch mit Gustav Passarge.

»Ooch wenn a den ollen Teppichhändler nich abjemurkst hat, verknackt mussa wern. Is nich schade drum«, hörte ich einen Mann neben mir reden.

Ich sah mich nach dem Sprecher um.

»Da ham Se sich jan schönst Stück jeleistet, Herr Rechtsanwalt«, meinte er.

»Sagen Sie mal, sind Sie verheiratet?«, fragte ich ihn.

»Ja, wat soll die Frage?«

»Haben Sie schon mal Krach mit Ihrer Frau gehabt?«

»Jelegentlich schon ...«

»Kochen Sie zu Hause mit Gas?«, fragte ich weiter. Er nickte und sah mich misstrauisch an.

»Haben Sie vielleicht schon mal aus Versehen den Gashahn offengelassen?«

»Nich, det ick wüsste.«

»Könnte Ihnen aber doch mal passieren, wie?« Er zuckte mit der Achsel.

»Nun stellen Sie sich mal vor, es passiert Ihnen wirklich mal. Und zufällig haben Sie vorher gerade Krach mit Ihrer Frau Gemahlin gehabt. Sie hat ein Beruhigungsmittel genommen und hat sich für 'ne Stunde aufs Küchenkanapee gelegt. Sie nehmen Ihren Hut und gehen in die Kneipe nebenan, um Ihren Ärger mit 'ner Molle runterzuspülen. Und dann kommen Sie nach Hause. Oben in Ihrer Wohnung sind die Polizei und die Feuerwehr. Und draußen auf dem Treppenabsatz steht die Nachbarin, zu der Sie im Suff mal ›olle Zicke‹ gesagt haben, und erzählt dem Beamten vom Revier, dass sie den Krach vorhin bis runter auf den Hof gehört hat ...«

»So wat von Zufall jibts doch janich«, meinte mein Kritiker. »Das würde Ihnen der Richter wahrscheinlich auch vorhalten«, sagte ich und wollte weitergehen.

Plötzlich fühlte ich mich leise am Ärmel meiner Robe gezupft. Es war die Dame mit der Lorgnette. »Verzeihen Sie die Belästigung«, sagte sie schüchtern. »Ich wollte Ihnen für Ihre mutigen Worte danken ...«

»Mut ist wohl nicht der richtige Ausdruck«, entgegnete ich. »Ich halte den Schuldbeweis für nicht ausreichend. Das ist alles.«

»Sie glauben, dass er es getan haben könnte?«

Auf diese Frage zu antworten, hatte ich kein Recht. Ich persönlich hielt Gustav Passarge für unschuldig. Er gehörte zu jener Klasse von Berufsverbrechern, die nie ein Schießisen mitnahmen, wenn sie ein Ding drehen wollten. Sie sahen mit Verachtung auf jene Konkurrenten herab, die sich bei der Arbeit »die Finger schmutzig« machten. Das taten nur grüne Jungs, die zu dumm waren, ein Unternehmen so anzulegen, dass ihnen kein Wächter oder Eigentümer überraschend in die Quere kommen konnte. Ich glaubte an Gustav Passarges Unschuld, nicht, weil ich ihn edlerer Regungen für fähig hielt, sondern weil er zu klug und gerissen war.

Die alte Dame schien mein Schweigen richtig zu verstehen: »Es war eine törichte Frage, verzeihen Sie. Guten Tag.«

Sie war schon fast in der Menge untergetaucht, als mich plötzlich ein Gedanke durchschoss. Sie kam mir so verlassen vor, so rührend in ihrem Kummer um einen Menschen, von dem sie durch Welten getrennt war. Bis zur Nachmittagsverhandlung hatte ich anderthalb Stunden Zeit. Ich holte sie ein und fragte sie, ob ich ihr zum Essen meine Gesellschaft anbieten dürfte.

»Ich trinke nur ein Glas Tee. Das übrige habe ich hier.« Sie deutete auf ihren Pompadour.

Wir fuhren in ein stilles, bescheidenes Café-Restaurant im Hansa-Viertel. Ich bestellte Essen für mich und Tee für sie. Aus dem Pompadour brachte sie ein kleines Paket zum Vorschein. Es enthielt zwei Paar hauchdünn geschnittene Klappbrote.

»Gänseschmalz«, sagte sie. »Noch von Weihnachten. Wenn man allein ist, kommt man lange damit aus ...«

Sie schwieg. Doch ich hatte das deutliche Gefühl, dass sie mir gern noch etwas gesagt hätte.

»Das Milieu, das Sie da im Gerichtssaal kennengelernt haben, scheint mir etwas krass für einen Menschen wie Sie«, sagte ich.

»Ja, es ist furchtbar.«

»Ich habe mich gewundert, dass Sie immer wieder kamen.«

Sie sah mich erstaunt an: »Sie haben mich schon öfter bemerkt?«